

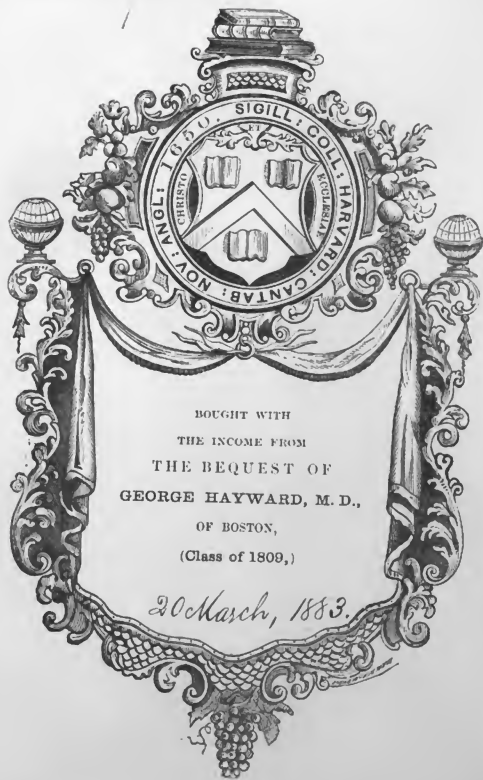
**DIE  
WELTANSCHAUUNG  
DES COLUMBUS:  
DIE TURANIER IN  
CHALDÄA (DIE...**

---

Sophus Ruge



U.S. 2328.3.4







Die Weltanschauung des Columbus.  
Die Turanier in Chaldäa.  
(Die Akkadier.)

---

Zwei Vorträge

von

Dr. Sophus Ruge,

Professor der Geographie und Ethnologie am kgl. Polytechnikum zu Dresden.

---

<sup>c</sup>  
Dresden,

G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung.  
1876.

~~1372, 179~~  
U.S. 2328.34

MAR 20 1883

Harvard fund.

## Die Weltanschauung des Columbus.

(Vortrag, gehalten im Saale der neuen Börse zu Dresden.)

In der Beurtheilung geschichtlicher Thatfachen und Personen ist man leicht geneigt, sich durch den Erfolg bestimmen zu lassen, den Ausgang, die glückliche oder unglückliche Vollendung zum Maßstabe zu nehmen, wonach wir unsere Meinung über Menschen und Ereignisse bilden. Nichts ist bequemer, als nach dem Scheine zu urtheilen, nichts ist verzeihlicher, als von Sieg und Niederlage aus den Werth und die Bedeutung der Anordnungen eines Heerführers abzuwägen; aber es kann auch, nach der guten wie nach der schlimmen Seite, nichts ungerechter sein, als nur sog. Erfolgspolitik zu treiben.

Eine unparteiische Beurtheilung soll und wird stets ebenso wohl die vorgesteckten als die erreichten Ziele im Auge behalten, die Mittel und den Gewinn einander gegenüberstellen; sie wird weder nach spärlicher Ernte die Pläne von vornherein verdammen, noch auch bei unerwartet reichlichem Ertrag die ausgesprochenen Absichten übersehen.

Von solchen Gesichtspunkten aus an die Pläne und Unternehmungen des Columbus herantretend, oder eine Beurtheilung seines Charakters und der daraus entsprungenen Ideen wagend, muß ich gleich anfangs auf das schärfste betonen, daß wir meistens eine viel zu günstige Meinung dem Entdecker der neuen Welt entgegen tragen.

Was für wunderliche Apotheosen hat man an ihm versucht! Bald soll er ein Geisteskämpfer gewesen sein, der etwa wie Luther die Priesterherrschaft brach und die Fesseln des Gedankens sprengte — und doch ist Columbus bis zu unwürdiger Kriecherei stets ein Diener der Mönche gewesen.

Bald steht er mit hellleuchtender Fackel an den Eingangspforten einer neuen Zeit — und doch steckt kaum einer seiner Zeitgenossen tiefer in den überlebten mittelalterlichen Ideen als gerade er, und doch gibt es keinen wunderlicheren Schwärmer als ihn.

Hier wird seine tiefe Wissenschaft, sein eifriges Studium gerühmt, und doch hat selten ein Mann von seiner Stellung den Werth exakter Forschung mit gleicher Verachtung behandelt.

Dort stellen ihn die Künstler dar, die Hand auf den Erdapfel — wie man zu seiner Zeit den Globus nannte — gestützt — und doch hat Columbus an der Kugelgestalt der Erde gezweifelt.

War er als Seemann in den nautischen Fächern ausgezeichnet? — Nein!

Konnten seine Pläne vor einer streng wissenschaftlichen Prüfung bestehen? — Nein!

Aber worin bestand denn seine Stärke, seine Größe?

Er war ein fanatischer Schwärmer, befangen in einer selbstgeschaffenen mystischen Welt, befangen in einem Autoritätsglauben, der über alle Begriffe geht.

In allen seinen Gedanken lehnte er sich an fremde an; nur wie er diese mit einander zu einem System verknüpft, das ist sein Eigen. Alle Schlüsse, die er aus diesem Systeme zieht, sind falsch, alle Voraussetzungen verfehlen das Ziel.

Man rühmt den genialen Zug, westwärts über ein völlig unbekanntes, unbegrenztes Meer zu steuern; aber der Gedanke ist nicht in seinem Kopfe entsprungen. Seine That bleibt, gewiß! aber es ist die That eines unberechenbaren Schwärmers. Und wenn wir, um ihren Werth zu bemessen, nach den Beweggründen fragen, wird uns auch diese That, fürchte ich, nicht ganz mehr in dem reinen Lichte strahlen.

Man soll und darf ja jede historische Größe nur aus ihrer Zeit und den Anschauungen ihrer Zeit beurtheilen; allein ich suche vergeblich nach einer auch nur anklingend ähnlichen Geistesrichtung unter seinen Zeitgenossen, welche mit ihm wetteifernd die unbekanntten Meere kühn durchfurchten. Columbus steht auch hier allein; ich kann nicht sagen, groß, aber seltsam da.



Ich bin mir wohl bewußt, daß diese meine Behauptungen auf Zweifel stoßen werden, und Sie dürfen von mir fordern, daß ich meine schwere Anklage begründe. Diese Anklage trifft aber den Grundplan der ganzen Unternehmung, und selbst, wenn ich nach den eigenen Worten des Entdeckers diesen seinen Plan formulire, muß ich besorgen, Ihrerseits noch auf Zweifel zu stoßen, ob ich meinerseits auch die Ideen des Columbus verstanden hätte.

Da ich alle Belege und Beweise nur aus den Briefen und Berichten des Genuesen selbst schöpfe (wie sie von dem spanischen Gelehrten Navarrete zuerst in möglichster Vollständigkeit herausgegeben, auch in freier französischer Uebertragung erschienen, leider aber nichts ins Deutsche — wie sie bei ihrer Wichtigkeit es wohl verdient hätten — übersetzt worden sind) und da Columbus sich stets in gleicher Weise ausspricht, so möge es mir gestattet sein, indem ich alle Verhandlungen mit den spanischen Majestäten Ferdinand und Isabella gleichsam in einer Audienz zusammenfasse, den Columbus selbstredend einzuführen. Seine Anrede und sein Plan würde danach etwa folgendermaßen lauten:

„Ich komme zu Ew. Hoheiten als Abgesandter des Höchsten Gottes, der Heiligen Trinität Gott Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes, um Sie aufzufordern, zur Erfüllung der Weissagungen der Heiligen Schrift nach allen Kräften beizutragen, denn die Schrift bezeugt es, daß von Spanien die Verkündigung des Heils ausgehen soll in alle Lande. Eine kurze Frist ist uns nur noch gegeben, bis die Zeit erfüllt ist und die Erde vergeht. Darum fordere ich von Ew. Hoheiten Schiffe, um über den atlantischen Ocean westwärts nach dem nicht allzufernen Indien zu fahren, um alle Völker zum heiligen Glauben der Christenheit zu bekehren und von dort Schätze zu gewinnen: Gold, Edelsteine und kostbare Gewürze. Diese Schätze, die ich zurückbringe, werden Ew. Hoheit die Mittel geben, große Flotten und Heere auszurüsten, um den Feind der Christenheit, die Sekte Mohammeds, niederzuwerfen, und vor dem Ende aller Dinge das heilige Grab zu Jerusalem wieder zu erobern. Ew. Hoheiten haben mit Gottes Hilfe die Mohren siegreich bekämpft und die Juden aus Spanien vertrieben zur Ehre unseres Heiligen Glaubens, Sie allein sind auch berufen, allen Heiden das Christenthum zu bringen.“<sup>1)</sup>

Ueber den ersten Theil des Planes haben die Beherrscher von Spanien ihre Zustimmung gegeben, über den zweiten Theil, den eigentlichen Zweck des Schwärmers, das Heilige Grab, die casa santa in Jerusalem, wieder zu erobern, haben sie gelacht, wie Columbus selbst ihnen vorwirft.<sup>2)</sup> Ist es aber nach solcher Auseinandersetzung des Plans nicht gerechtfertigt, wenn ich derartige überschwengliche Ideen unter die Schwärmereien des Mittelalters verweise? Es ist, als ob die Fahnen Gottfrieds von Bouillon von neuem über uns rauschen, als ob von neuem die Glaubenskriege angefaßt werden sollten. Laufen nicht die Absichten des Columbus auf neue maritime Kreuzzüge hinaus?

Merkwürdig! Nachdem das Waffengetöse der Kreuzritter schon seit Jahrhunderten verhallt ist — gerade 200 Jahre vorher, und zwar 1291, hatten die letzten Christlichen Ordensritter den letzten festen Platz im heiligen Lande den Saracenen überlassen und räumen müssen; andere Ideen beschäftigten die Welt, andere Lebensordnungen, andere Staatsordnungen brachen sich Bahn: da versucht ein Genuese, ein Seemann, der über 20 Jahre alle bekannten Meere befahren hat, von der Levante bis zu den Säulen des Herkules, vom äußersten Thule, dem Eislande, bis zur heißen Fieberküste Guineas die Fahrbahnen des Oceans kennt, — da versucht Columbus noch einmal, die überlebten und verglommenen Flammen religiöser Begeisterung mit apokalyptischer Mystik anzufachen.

Und doch hat auch hierin, wie in anderen Ideen, unser Held sein Vorbild, seinen Vorgänger, und zwar in Marino Sanuto.

Dieser vornehme Venetianer forderte im Anfange des 14. Jahrhunderts, also dem erfolglosen Ende der Kreuzzüge noch sehr nahe, die Christenheit zu neuen Unternehmungen gegen den Islam auf und gewann auch die Zustimmung des Papstes, an den er sich wendete. Auch seine Pläne standen mit dem orientalischen Handelsverkehr in enger Beziehung, sie enthalten zwar auch manche maßlose Forderungen, stützen sich im Ganzen aber auf eine besonnene Erwägung der Umstände und sind uns besonders werthvoll durch die beigegebenen Karten, auf denen uns nach vorausgegangenen nautischen Aufnahmen zum ersten male in klarer Zusammenstellung ein Bild der damals bekannten Erde gegeben wird.

Aber es ist interessant, zu bemerken, daß beide Vorschläge von den ersten Seestädten Italiens, Venedig und Genua, ausgingen und daß beide Projecte, auf den Seeverkehr und den Gewinn des Seegewerbes gestützt, die Wiedereroberung des heiligen Landes erstrebten.

Wenn ich so in großen Umrissen den Grundgedanken des Columbus ausgesprochen und seinen Plan festgestellt, wie er aus seiner ganzen Weltanschauung entsprungen ist; so wende ich mich nun zur Entwicklung und besonderen Darlegung seiner kosmischen Anschauungen.

Gestatten Sie mir zu dem Behufe, mit wenig Worten den Lebensgang des Mannes zu berühren, nicht um Ihnen darin etwas neues, unbekanntes zu sagen, sondern nur das bekannte wieder in die Erinnerung zurückzurufen.

Columbus stammt aus einer Handwerkerfamilie in Genua. Sein Geburtsjahr ist streitig. Bei sich zum Theil widersprechenden Angaben aus seinem Munde und dem seiner Zeitgenossen schwankt die Entscheidung zwischen den Jahren 1436—1456 und zwar derart, daß man in Spanien der Zahl 1436, in Frankreich dem Jahre 1446 und in Deutschland der Annahme 1456 den Vorzug gibt oder gegeben hat. Seit seinem 14. Jahre ist er auf der See. Später erscheint er in Portugal und erhielt hier Kunde davon, daß auf Anregung des Königs Johann II. man sich seit 1474 bereits mit dem Plane beschäftigte, auf dem westlichen Wege Indien aufzusuchen, und daß man sich in dieser Beziehung mit dem gelehrten florentiner Astronomen Toscanelli in Verbindung gesetzt, welcher unter Beigabe einer Weltkarte in seinem Begleitschreiben das Unternehmen als wohl ausführbar bezeichnet und die Entfernung nach den Angaben M. Polo's über China und Japan zu bestimmen gesucht hatte. Columbus wußte sich Karte und Schrift Toscanelli's von dem florentiner Astronomen selbst zu verschaffen und trat nun gleichfalls mit seinem Vorschlage vor die entscheidende wissenschaftliche Commission in Portugal. Diese lehnte es ab, auf Grund seiner Darlegungen ihm das Commando einer Seeexpedition zu übertragen. Man hat den Portugiesen deshalb wiederholt den Vorwurf gemacht, den großen Mann verkannt und sich damit den Ruhm entzogen zu haben, als Entdecker

einer neuen Welt in den Annalen der Geschichte zu glänzen, so daß sich noch in der jüngsten Zeit ein portugiesischer Gelehrter, Professor Luciano Cordeiro (*De la découverte de l'Amérique, Lisbonne et Paris, 1876*), veranlaßt gefunden, das damalige Urtheil seiner Landsleute zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Er ruft alle zeitgenössischen, spanischen und portugiesischen Geschichtsschreiber Barros, Oviedo, Las Casas, Herrera zc. zu Zeugen auf, und alle bestätigen, daß die Gründe des Gennesen nicht stichhaltig gewesen seien, daß man seinen Phantasien keine Beweiskraft habe beimessen können, daß man ihn einen italienischen Abenteurer genannt, der auch in Spanien anfänglich abgewiesen sei, bis er mit Hilfe der Geistlichkeit Gehör gefunden habe.

Selbst der Herausgeber aller Documente jener hochinteressanten Zeit der oceanischen Entdeckungen, Navarrete, meint, Columbus sei mit mathematischen und geographischen Kenntnissen so dürftig ausgestattet gewesen, daß die Gelehrten ihn leicht mit seinen eigenen Autoritäten hätte schlagen können.

Und wollen wir zum Ueberfluß noch das Urtheil von zwei deutschen Autoritäten hinzufügen, so äußert sich Humboldt dahin, Columbus verrathe einen solchen Mangel an mathematischen Vorkenntnissen und eine Verirrung der Einbildungskraft, die uns mit Recht überraschen müsse, während Bessel sich dahin erklärt, daß das Unternehmen des Gennesen großentheils auf einem wunderlichen Gewebe von Irrthümern geruht habe (*Zeitalter der Entdeckungen, S. 134*), daß er seine Anschläge auf lauter Trugbilder gründete (*Geschichte der Erdkunde, S. 225*).

Aber der schlimmste Zeuge in dieser Angelegenheit ist Columbus selbst. Seine eigenen Worte lauten: „Zur Ausführung einer Fahrt nach Indien haben Vernunftschlüsse, Mathematik und Weltkarten mir zu nichts verholfen. Es ist einfach in Erfüllung gegangen, was der Prophet Jesaias vorhergesagt hat.“<sup>3)</sup> Wer dürfte nun voraussetzen, daß die portugiesische Prüfungscommission seinen Plan gut heiße und empfehle, wenn der Führer der Expedition alle Dienste der Wissenschaft von sich weist und einem Phantom nachjagt?

Columbus wandte sich nach Spanien. Auch hier zögert man Jahre lang, bis man endlich den Einsatz für das Casardspiel

wagt. Von 1492 bis 1504 hat Columbus vier Reisen über den Ocean gemacht. Er trifft auf eine der westindischen Inseln im Archipel der Lucayen, sie hieß Guanahani, er nannte sie San Salvador. Welche Insel es gewesen, ist bis heute streitig, die astronomischen Positionen sind zur Fixirung nicht ausreichend. Mit Ausnahme der ersten Fahrt, auf welcher er die Nordküste von Cuba und Haiti befährt, beschränken sich alle übrigen Reisen auf das südliche der amerikanischen Mittelmeere, auf das Caribenmeer. Er enthüllt die Inselreihen und den Festlandsfranz dieses Meerbusens, nämlich die großen und kleinen Antillen und die Gestade des südlichen Continents an der Mündung des Orinoco, sowie an der Küste von Centroamerika.

Die Berichte der ersten Reise bringen in steigender Begeisterung den Jubel des glücklichen Entdeckers paradiesischer Landschaften zum Ausdruck, die zweite Reise gibt manigfachen Enttäuschungen in gedrückter Stimmung Ausdruck. Die dritte Fahrt läßt uns einen Einblick in das Wirrsal seiner kosmischen Vorstellungen und Trugschlüsse thun, zeigt uns zuletzt den Admiral in der Gloire eines nicht ganz unverdienten Märtyrertums, und die vierte Reise übertrifft zwar die vorhergehenden an geographischen Erfolgen, aber auch an Strapazen und Mühsal ohne Ende.

Die Weltanschauung, welche Columbus besaß, als er mit seinen Plänen hervortrat, ruhte auf der mittelalterlichen Kosmologie. Er hatte sie aus allen möglichen Schriften zusammengetragen. Die Propheten des alten Testaments sammt den apokryphischen Werken, die Cregeesen der Kirchenväter und die Klassiker, Ptolemäus und Aristoteles, Marco Polo und Toscanelli, dazu die Weltbilder oder Kosmographien des späteren Mittelalters — alle lieferten ihm gleich gutes Material für seinen phantastischen Bau. Die Weltanschauung, die er danach später gewann, fußte auf den manigfachen Beobachtungen der Naturobjecte und Naturerscheinungen, die sich ihm in der neuerschlossenen Welt von allen Seiten boten und ihm aufdrängten.

Columbus hätte viel, zuviel, gewiß zu vielerlei gelesen, um alles richtig zu erfassen, geistig zu verarbeiten, kritisch zu sichten und ein abgeklärtes, geläutertes Urtheil daraus zu gewinnen;

er hatte, bei leider dürftigen Vorkenntnissen, zu vielerlei gesehen, um es in seinem Wesen erkennen, in seinem natürlichen Zusammenhange verstehen zu können. Gewiß besaß er eine außerordentlich rege Einbildungskraft, eine glühende Phantasie; aber das warme Herz riß stets den besonnenen Kopf mit sich fort. Er spricht in einem Athemzuge die genialsten Gedanken gelegentlich und die größten Absurditäten mit prophetischer Emphase aus.

„Columbus hat Fragen angeregt aus dem Gebiete der physischen Geographie und Anthropologie, die damals die aufgeklärten Geister Spaniens und Italiens beschäftigte: die Frage nach der Vertheilung der Menschenrassen, die Gruppierung der Ländermassen“ (Humboldt). Aber er hat keine dieser Fragen beantwortet, daß wir nicht verwundert darüber den Kopf schüttelten. Von objectiver Beobachtung hielt er sich fern, System hat nichts als die unerbittliche Mystik.

Er selbst schreibt zwar: „Gott gab mir den Geist der Erkenntnis. In der Schifffahrtskunde gab er mir reiche Fülle; von der Sternkunde gab er mir, was ich brauchte, und auch von der Geometrie und Arithmetik; dazu Geist und technische Fertigkeit, Weltkarten zu zeichnen“ u. s. w.; aber seine Leistungen waren mäßig.

Wir dürfen es ihm nicht hoch anrechnen, daß seine Kenntnis der Naturobjecte, der nutzbaren Producte des Pflanzenreiches, selbst der Erze gering ist. Wie oft bekennt er, wenn er mit Theilnahme erweckender Begeisterung die reizendsten Vegetationsbilder der westindischen Gilande vor uns entrollt, daß er leider die Gewächse nicht kenne. Wie oft wiederholt er, daß Laub sei dort im October, wie in Andalusien im April, es sei so frohend von Grün noch im November, wie nur je in Andalusien im Mai. Es gibt allerdings einige Bäume, schreibt er, von derselben Art wie bei uns in Castilien, aber es ist trotzdem eine große Verschiedenheit, und zu gleicher Zeit heißt es: Alle Bäume sind von den unserigen verschieden, wie Tag und Nacht. Bäume und Blumen schicken uns vom Strande die lieblichsten Gerüche zu. Viele Pflanzen liefern gewiß Farbstoff, Medicamente, Gewürze; aber das ist mein Kummer, daß ich sie nicht kenne. Ich nehme von allen Pflanzen Proben mit, auch von den Kräutern, denn

ich bin überzeugt, daß ein großer Werth darin steckt. Ich bin aber geradezu in Verzweiflung, daß ich alle diese Pflanzen nicht kenne. — Cuba ist reich an Gewürzen (?), aber ich kenne sie nicht, das ist für mich der größte Schmerz auf der Welt.“ Aber neben diesen Klagen, neben diesen anschaulichen Schilderungen mehr seiner Gefühle und Freude über diese Welt, als Schilderung dieser Welt selbst, kommen auch hier die wunderlichsten Behauptungen, gleichsam um die Neppigkeit der Natur zu beweisen; da will er z. B. beobachtet haben, daß an einem Baume 5—6 Arten ganz verschieden gestaltete Blätter, und zwar nach einzelnen Zweigen gruppiert, wachsen. Und das nicht an einem Baum, sondern er behauptet es von jedem Baume.<sup>4)</sup> Daß er daneben nutzloses Holz als Noë centnerweise ins Schiff ladet, fällt dabei nicht ins Gewicht. Ungeheuer hat er nicht angetroffen; denn geschwänzte Menschen, welche, wie er vernommen, auf Cuba leben sollen, rechnet er noch nicht einmal dazu.

Ich will auch diese Mängel nicht weiter betonen, sie sind ohnehin bei einem Seemann auch noch heute verzeihlich, für jene Zeit durchaus erklärlich. Schwerer wiegt der Vorwurf, daß er in der Astronomie und Nautik nicht genügend bewandert ist.

Daß seine Längenbestimmungen sehr unsicher waren, und daß er die zurückgelegten Entfernungen nicht genauer zu bestimmen vermochte, lag in den mangelhaften Mitteln der Zeit. Zuverlässigere Längen zur See besitzen wir eigentlich erst seit Cook's Zeit. Aber daß die Breitenangaben, daß die Polhöhe der von Columbus bestimmten Orte oft um 5 Grad von der Richtigkeit abweicht, ist mehr als man erwarten darf. Dahin ist auch die mehrfach wiederholte Angabe zu zählen, daß die Insel Haiti einen Umfang habe wie ganz Spanien und zwar, wie er, um nicht mißverstanden zu werden, hinzufügt, von Catalonien herum bis zu den baskischen Provinzen. Dahin gehört ferner, daß er auf der ersten Rückfahrt, allerdings nach mehrtägigem Sturm, bei seiner Landung auf den Azoren glaubte, auf den canarischen Inseln zu sein, welche etwa 200 Meilen südöstlich davon liegen.

Tragen nicht die ungenauen Angaben des Columbus einen Theil der Schuld, wenn die Gelehrten bis heute sich noch nicht über die Insel geeinigt haben, wo der Entdecker zuerst den Boden

lieblichen, durchaus gleichmäßigen wahrhaft paradiesischen Luft erfreut.<sup>6)</sup> Die Folgerungen, welche Columbus daraus zieht, lassen sich erst vollständig erkennen und übersehen, wenn wir zuvor noch einen Blick auf seine nautischen und astronomischen Leistungen werfen.

Columbus bemerkt, wie man gewöhnlich annimmt, zuerst, auf seiner Fahrt, daß die Magnetnadel in manchen Theilen des Oceans nicht gerade nach Norden weist. Aber auch die Abweichung ändert sich wieder. Columbus schreibt nun die Veränderung der Declination der milden Temperatur jener Erdseite zu und erklärt sie in befremdender Weise.<sup>7)</sup> Auf seiner ersten Reise bereits glaubt er beobachtet zu haben, daß die Magnetnadel zwar ihre Richtung innehalte, daß aber binnen 24 Stunden der Polarstern seine Stellung am Himmel verändere, daß er am Himmel einen Kreis beschreibe von 5° Durchmesser.

Diese Beobachtung verknüpft er dann wieder auf seiner dritten Reise mit den Erscheinungen gewaltiger Flutbewegungen und Kämpfe des süßen und salzigen Wassers an den Mündungen des mächtigen Orinocostroms, der seine Wasser im Streit mit den äquatorialen Meeresströmungen durch den engen Schlund zwischen dem südamerikanischen Continent und der Insel Trinidad hindurchdrängt. Die Flußwasser, so meint er, müßten von bedeutender Höhe herab sich ins Meer ergießen, sonst lasse sich dieses ungestüme Gewoge der See nicht erklären. Alles das zusammen bringt er in ein absonderliches System, aus dessen verworrenen Trugschlüssen ihm als unumstößliche Wahrheit hervorgeht, daß die Erde nicht Kugelgestalt habe, sondern in jener indischen Gegend näher dem Aequator eine gewaltige Anschwellung, eine Aufbauschung bilde, in Folge deren die Erde in ihrer Gestalt mehr einer Birne als einem Apfel gleiche. Oben auf dieser über allem Erdenleid erhabenen Gegend liege aber das Paradies, von wo einer der vier Flüsse herabbreche, und wo die oft gerühmte himmlische Luft beständig herrsche, womit jene ganze glücklichere Erdseite gesegnet sei.

Doch hören wir seine Beweisführung nach seinen eigenen Worten:<sup>8)</sup> „Ich erinnere mich, daß ich jedesmal, wenn ich von Spanien nach Indien fuhr, westlich von den Azoren eine große



Veränderung am Himmel und in der Bewegung der Gestirne, in der Temperatur der Luft und in der Beschaffenheit des Seewassers fand, und ich habe dies mit großer Sorgfalt beobachtet. Ich fand, daß die Seekompassse, welche bis dahin (nämlich 100 Seemeilen westlich von den Azoren) nach Nordost abwichen, sich um einen Viertelswindstrich gegen Nordwest hinüberbewegten. Auch bleibt von der bezeichneten Grenze an das Meer still und ruhig, auch wenn sich ein starker Wind erhebt, die Temperatur ist sehr sanft und bleibt sich Winters und Sommers gleich. (Diesseits aber), als ich mich unter dem Parallelkreise befand, welcher durch die Sierra Leoa hindurchgeht, hatte ich eine so furchtbare Hitze zu ertragen und die Strahlen der Sonne waren so flammend, daß ich glaubte, versengt zu werden: und obgleich es regnete und der Himmel mit Wolken bedeckt war, fühlte ich immer dieselbe Ermattung, bis unser Herr mir guten Fahrwind sandte und die Mittel gab, westwärts zu steuern. Ueber den von mir bezeichneten Strich hinaus aber veränderte sich das Klima, die Luft wurde gemäßiget und diese Frische nahm zu, je weiter wir westwärts kamen. Allein ich fand die Sterne nicht mehr in derselben Lage. Ich bemerkte, daß in der Nacht der Polarstern in einer Höhe von  $5^{\circ}$  stand und seine Geleitsterne (die Sterne  $\gamma$  und  $\beta$  im kleinen Bären) grade darüber, und dann um Mitternacht befand sich der Stern in  $10^{\circ}$  Höhe. Ich sah es mit Staunen und prüfte in mehreren Nächten auf das sorgfältigste. Ich hielt das für etwas neues, und man wird ohne Zweifel meiner Ansicht sein; denn es ist erstaunlich, wie in einem so kleinen Raume eine so große Differenz am Himmel vor sich gehen kann.“

Sehen wir nun, was der Seefahrer aus seinen Beobachtungen für Folgerungen zog. Er fährt in seinem Berichte also fort:

„Ich habe stets gelesen, daß die Welt, Land und Wasser zusammen genommen, sphärisch sei, und die von Ptolemäus gemachten Beobachtungen, sowie diejenigen der anderen, welche über diesen Gegenstand geschrieben, haben durch die Mondfinsternisse und andere Erscheinungen oder Beweise, welche in der Richtung von Ost nach West gemacht sind, sowie durch die Erhebung des Pols über den Horizont von Nord nach Süd, dasselbe dargethan.

„Ich sah aber auf meinen Reisen eine so große Unregelmäßigkeit (disformidad), daß ich mir eine andere Idee von der Welt machte, und ich fand, daß sie nicht rund sei, wie man es beschrieben hat, sondern in Gestalt einer Birne, die vollkommen rund ist, mit Ausnahme der Stelle, wo der Stiel ansetzt, und daß dieser Punkt höher und näher dem Himmel (!) und der äquatorialen Linie, und im Ocean, im äußersten Osten liegt.“<sup>9)</sup>

„Ich nenne den äußersten Osten, wo sich alle Länder und Inseln begrenzen; und zur Unterstützung dieser Ansicht verweise ich auf die oben angegebene Grenzlinie 100 Meilen westlich von den Azoren, von wo gegen Westen sich die Schiffe sanft gegen den Himmel erheben<sup>10)</sup> und man sich einer milderen Temperatur erfreut. Die Magnetnadel verändert in Folge dieser Milde die Richtung um  $\frac{1}{4}$  Wind, und je mehr man westwärts fährt und sich erhebt, um so mehr weist die Nadel nach Nord=West. Und diese Erhebung bringt die Abweichung des Kreises hervor, welchen der Polarstern mit seinen beiden Begleitern beschreibt.“

„Ptolemäus und andere Gelehrte betrachteten die Welt als kugelförmig und behaupten, daß sie es in gleichem Maße überall sein müsse, wie da, wo sie gelebt haben . . . Was diese (unser) Hemisphäre betrifft, so finde ich keine Schwierigkeit bei der Annahme, daß die Erde dort kugelförmig sei: aber auf der Halbkugel (welche ich befahren habe und welche unbekannt war, bevor mir Ew. Hoheiten sie zu entdecken befohlen) hat die Erde eine Anschwellung. Ptolemäus und die übrigen, welche über die Welt geschrieben haben, kannten diesen Theil der Erde nicht, und so urtheilten sie nur nach der sphärischen Gestalt auf der ihnen bekannten Seite.“

Nach diesen ebenso kühn als zuverlässig ausgesprochenen Behauptungen wendet sich Columbus zur Erläuterung einer anderen Beobachtung, welcher er nicht minder Beweisraft beimißt. Sie ist dem Gebiet der Völkerkunde entlehnt, wie sie schon von Plinius vorgetragen ist als Ansicht der Gelehrten des Alterthums und wie sie noch zu jener Zeit aufgefaßt und gelehrt wurde, daß nämlich mit zunehmender Hitze von den Polen gegen den Aequator auch die Hautfarbe der Menschen dunkler werde. In Polargegenden,

so heißt der Satz, leben hellfarbige, in den Tropen dunkle Menschenstämme. Die heiße Zone ist außerdem allein die Heimat der Gewürze und kostbarsten Naturerzeugnisse aus allen Reichen.

Auf diesen Lehrsatz sich stützend, fährt Columbus in seinem Beweise weiter fort:

„Wenn man an der Westküste Afrikas entlang fährt, findet man unter dem 20.° N. die Erde ausgeglüht, die Menschen dunkelfarbig. Und wenn ich von da zu den Inseln des grünen Vorgebirges kam, fand ich die Nationen noch schwärzer und je weiter nach Süden, desto schwärzer, dergestalt, daß unter dem Parallel von Sierra Leoa auch die schwärzesten Völker wohnen.“

„Sobald ich aber die mehrfach berührte Grenzlinie passirt, fühlte ich, wie die Temperatur sich milderte in dem Grade, daß, als ich zur Trinitätsinsel und dem Lande der Gnade (Südamerik. Continent am Orinoco) kam, die Luft unendlich milde und Land und Bäume so frisch und grün waren, wie die Gärten von Valencia im April. Aber die Einwohner des Landes sind mehr weiß als dunkel und doch befand sich die Sonne im Zeichen der Jungfrau und sandte ihre Strahlen senkrecht uns auf's Haupt herab.“

„Diese milde Temperatur rührt nur von der Höhe dieses Theils der Erdoberfläche her. Das gab mir die Bestätigung, daß die Erde nicht sphärisch ist, wie ich bereits angedeutet habe. Was aber noch besonders zur Unterstützung meiner Ansicht beiträgt, ist dieses: Als der Herr die Sonne schuf, geschah es am ersten Punkte des Orients, wo das erste Licht erschien.“ —

Diese naive Vorstellung ist bei einem Manne, der seinen Weg nach den Bahnen der Sterne zu berechnen gelernt hatte, oder gelernt haben sollte, geradezu unfaßlich. Dazu geschah der Ausspruch im Zeitalter des Copernicus. — Der Ausspruch des Columbus hat aber nur Sinn, wenn man an der Vorstellung einer Erdscheibe festhält.

„Dort, fährt Columbus fort, ist die höchste Erhebung der Erde und obwohl Aristoteles der Ansicht gewesen, daß der antarktische Pol der höchste Theil der Erde und dem Himmel

am nächsten sei,\*) haben doch andere Gelehrte sich dagegen erklärt und für den arktischen Pol ausgesprochen. Danach scheint also die Annahme gerechtfertigt, daß ein Theil der Erde dem Himmel näher sei, als der andere.“

„An die äquatoriale Zone dachten sie nicht und das ist keineswegs zu verwundern; denn über diese Hemisphäre herrschten nur Hypothesen.“

Wenn ich im Folgenden von der Reihenfolge der weiteren Beweisführung abweiche, so geschieht es nur, um aus einer andern Stelle der Originalberichte jene meisterhafte Schilderung der Flutströmungen an der Mündung des Orinoco nachzuholen, auf welche sich der Admiral später wieder bezieht. Diese Schilderung ist außerordentlich anschaulich und verräth das Feuer einer glühenden Schwärmerei und die Berebtheit einer außerordentlichen Phantasie.

Die Beschreibung ist dem Bericht der dritten Reise entlehnt: „Die Insel Trinidad bildet mit dem Lande der Guade einen zwei Meilen breiten Kanal; wenn man weiter nach Norden fahren will, trifft man am Eingange eine Reihe von Stromschnellen, welche den Kanal durchsetzen und einen furchtbaren Lärm machen. Ich glaubte, dies komme von Felsen und Rissen, welche den Eingang sperreten. Es war ein Getöse, wie wenn die Bogen sich an Felsen brechen. Ich ankerte außerhalb des Kanals und fand, daß das Wasser von Ost nach West mit ebensolcher Heftigkeit ströme, wie der Guadalquivir bei Ueberschwemmungen und zwar Tag und Nacht ohne Aufhören (etwa 2 1/2 Meilen in einer Stunde). Ich fürchtete, wegen der Strömung nicht zurückkehren zu können und wegen der Klippen nicht vorwärts zu kommen. Tief in der Nacht, auf dem Decke des Schiffes, vernahm ich ein Gebrüll und entsetzliches Brausen von Süden her gegen das Schiff nahen. Da sah ich, wie sich das Meer schiffshoch aufthürmte und auf mich zukam. Auf diesem Meereschwall war ein Wirbel, der brüllend

\*) Aristoteles erklärt vielmehr in seiner Meteorologie lib. II, p. I, daß, da mit Ausnahme des Nil alle Flüsse von Norden nach Süden fließen, der Norden der Erde am höchsten sei. In dem Werke de Mundo, welches dem Posidonius zugeschrieben wird, ist allerdings behauptet, daß der Südpol höher sei. Aristoteles, de Coelo II, 2., ed Bekker, p. 285b. *Ἰζλον τοίνυν ἐστὶ ὁ ἀψωνὴς πόλος ἰστί τὸ ἄνω.*

mit großem Brausen daherkam. Heute noch empfinde ich die Angst, die ich damals empfand: es möchte das Schiff kentern, wenn die Strudel darunter hinzögen. Diese Strudel gingen auch den nächsten Tag unaufhörlich. Man schöpfte zufällig Wasser aus dem Meere und fand es süß.“ — „Überall war das Meer süß und klar, und das Schiff wurde sehr rasch gegen die beiden Kanäle gezogen. Ich schloß daraus, daß diese Wasserberge von dem Stoße des Süßwassers auf das Salzwasser kämen.“

Nachdem Columbus diese Erscheinung kurz berührt hat, fährt er in seiner eigenthümlichen Beweisführung über die Lage des Paradieses fort: „Die heilige Schrift bezeugt, daß unser Herr das irdische Paradies schuf mit 4 Flüssen (Ganges, Indus, Euphrat und Nil). Ich finde nicht und habe noch nie gefunden, daß eine Schrift der Griechen oder Lateiner die Lage des Paradieses genau angebe, ich habe es auch noch auf keiner zuverlässigen Karte gefunden.

St. Jüdor, Beda, Strabon,\*) Verfasser der scholastischen Geschichte, und St. Ambrosius, Scotus und alle gelehrten Theologen stimmen darin überein, daß das Paradies im Osten liege.

Alle Gründe sind vorhanden, anzunehmen, daß hier das Paradies gelegen, wohin niemand kommen kann ohne den Willen Gottes. -- Ich nehme nicht an, daß das irdische Paradies auf einem steilen Berge liegt, wie man es uns gelehrt hat, sondern daß dasselbe auf der Höhe der angeedeuteten Anschwellung der Erde liegt, welche sich aus weiter Ferne in unmerklicher Abdachung erhebt, und daß Niemand auf den Gipfel kommen kann, und daß das Wasser von dort herabkommt, welches hier den See bildet (die See überdeckt). Es sind also gewichtige Anzeichen für die Nähe des Paradieses; die Ansichten der Heiligen und der gelehrten Theologen stimmen mit den Beobachtungen überein. Und wenn die Wasser, von denen ich spreche, nicht aus dem irdischen Paradiese kommen, so scheint es noch ein größeres Wunder, weil ich nicht glaube, daß man auf der ganzen Welt einen so mächtigen und tiefen Fluß findet (als den Drinoco).“

\*) Walafrid Strabe, Abt von Reichenau.

Den natürlichen Weg einer objectiven Erklärung der That-  
sachen, die Erklärung: am Gestade eines großen, neuen Continents  
zu stehen, von dem die Alten nichts gewußt, und aus dem ein  
wasserreicher Strom, der unbekannt war, hervorbriecht — diesen  
Weg sieht zwar der Seefahrer vor sich; aber aus Achtung vor  
den vielen negativen Autoritäten, die also von diesen Erdräumen  
keine Kunde besaßen, wagt er ihn nicht zu betreten. Er verschließt  
sich vor der richtigen Erkenntnis durch den Trugschluß: „Wenn  
dieser Strom nicht aus dem irdischen Paradiese käme, so müßte  
er aus einem unermesslichen Südlände kommen, von dem man  
bisher nichts gewußt hat.“ — Und diesen Schluß zu thun,  
hat Columbus nicht gewagt. — Er müßte ja an seinen  
Autoritäten irre werden, und mit ihnen hat er doch sein mystisches  
Weltgebäude aufgerichtet.

Wie wenig selbstständig auch die rein geographische n  
Ansichten des Entdeckers der neuen Welt sich zeigen, dafür liefert  
die erste Reise bereits einen schlagenden Beweis. Von Guanahani  
aus erreicht er in 8 Tagen die Nordküste von Cuba, er fährt  
nach seiner Meinung 138 Meilen an dem Gestade entlang. Die  
Eingebornen sagen ihm, Cuba sei eine Insel, um die man in  
20 Tagen herumfahren könne. Der Entdecker selbst ist der  
Meinung, es sei nicht Festland, sondern die Insel Japan, oder  
wie man damals sagte, Zipangu. „Auf den Sphären, die ich ge-  
sehen habe, und auf den Karten ist es in dieser Gegend gelegen;“  
fügt er hinzu. Von hier gedenkt er in 10 Tagen nach China zu  
kommen, um dem Großchan den Empfehlungsbrief von den Fürsten  
Spaniens zu übergeben. Da äußerte der eine der beiden ihn be-  
gleitenden Capitäne (des Schiffes *Pinta*), er halte „Cuba“ für  
eine Stadt, und das Land, an dem sie entlang segeln, für einen  
großen Continent. Und schon am zweiten Tage schreibt Columbus  
in sein Tagebuch: „Es ist sicher, daß dies Festland ist; und daß  
ich hier vor Zaytun oder Quinsay bin (die beiden von M. Polo  
besonders gerühmten chinesischen Städte) und daß ich von der  
einen oder anderen höchstens 100 Meilen entfernt bin.“ Selbst  
die Meeresbewegungen beweisen ihm die neu gewonnene Ueber-  
zeugung unwiderleglich.

Dieser Umschwung der Meinung ist selbst dem würdigen Las Casas, dem wir die authentischen Auszüge der ersten Reise verdanken, zu arg; unwillig fügt er hinzu: Ich verstehe dieses Gerede nicht (*esta algarabia*). Den nächsten Tag schickt er einen Juden als Dolmetscher ans Land, derselbe versteht hebräisch, chaldäisch und selbst etwas arabisch. Dieser, so hofft Columbus, wird sich mit den Leuten im Lande des Großhan schon verständigen. Natürlich vergebens. Das gewaltthätige Volk der südlichen Antillen, die Cariben, welche bis nach Cuba ihre Raubzüge ausdehnten, hört Columbus hier mit Furcht nennen, er versteht statt Carib Caniba (bekanntlich ist daraus der Ausdruck Canibalen entstanden) und schließt nun, Caniba bedeutet das Volk des Großhan, des mongolischen Oberhauptes, welches zu M. Polo's Zeit über China herrschte. So kettet sich ein Irrthum an den anderen, und als er gar auf der Insel Haiti, welche er danach besuchte, von den Goldminen von Cibao hört, wird er seiner Sache immer mehr gewiß: Cibao ist Jipangu und Cuba das Festland von Indien. Die Goldgruben von Ophir, welche König Salomo mit Hiram von Tyrus in gemeinschaftlichem Sezuge ausgebeutet hat, werden nun bald in seinen Besitz kommen. Gold aber ist es vor allem, was er sucht. Die Schätze Indiens müssen die Mittel bieten, um das heilige Land wieder zu gewinnen. Wie sehr der Gedanke „Gold“ seine Seele erfüllt: ersieht man bereits aus der ersten Reise. Es steht mit größeren Lettern auf jedem Blatte seines Tagebuchs und „mit Hilfe Gottes, unseres Herrn, meint er, werde ich es schon finden.“ Von Gold schreibt er am 15., 16., 19., 22. und 23. October, am 4., 5., 6., 12., 21., 26. November, am 2., 6., 10., 12., 13., 16., 17., 18. und so alle weiteren Tage im December. Er glaubt es, wenn die Indianer ihm von Gegenden erzählen, wo es mehr Gold als Erde gebe. Er fleht zum Herrn, der ihn nach seiner Barmherzigkeit zu den Goldgruben führen werde. „Denn Gold ist eine ausgezeichnete Sache, aus Gold bildet man Schätze, mit Gold kann man in dieser Welt erlangen, was man wünscht, und läßt mit Gold die Seelen eingehen ins Paradies.“ Auf seiner vierten Reise hat er endlich auch an der Küste des Continents, in Veragua, das Ophir Salomo's gefunden. Mit Vergnügen

zählt er alle Schätze zusammen, welche David und Salomo von hier bezogen: „David hinterließ in seinem Testamente 3000 Etr. indisches Gold dem Salomo zum Tempelbau; und nach Josephus kam es aus diesen Bergen. Salomo ließ aber aus der Ausbeute an edlem Metall 200 goldene Lanzen, 300 goldene Schilde und viele mit Edelsteinen besetzte goldene Gefäße verfertigen. — Jerusalem aber und der Berg Zion müssen durch die Hand eines Christen wieder aufgebaut werden und Gott hat's verkündigt durch den Mund des Propheten im 14. Psalm. Der Abbe Joaquin aber behauptet, das müsse von Spanien ausgehen.“

So spinnen sich die Fäden einer verworrenen Weltanschauung und einer eigenen höchsten Berufung weiter. Man hat wohl behauptet, dieser dunkle, mystische Zug habe sich erst in späterer Zeit der Seele des Columbus bemächtigt, nachdem er durch bittere Kränkungen, Wortbruch der Fürsten und Schädigung seiner Ehre auf die Bahn des Märtyrertums geführt sei. Allein dem ist nicht so. Die Grundzüge dieser Anschauung brachte der seltsame Mann bereits mit nach Spanien. Sie gaben wohl schon den Ausschlag, daß man ihn in Portugal abwies; sie waren Schuld, daß man ihn in Spanien hinhielt. Er erschien bereits bei seinem ersten Auftreten in Spanien als Abgesandter Gottes. Wie er sich stets gern in das Gewand der Franciscanermönche kleidete, wie zwei Mönche allein anfangs seine Pläne unterstützten, wie er sich berufen fühlte, das Evangelium allen Heiden zu bringen, so liegt dafür noch ein anderes merkwürdiges Zeugnis vor. — Auf der ältesten Karte von Amerika, welche ein Begleiter des Columbus, Juan de la Cosa, ein baskischer Pilot, im Jahre 1500 entworfen, ist ein allegorisches Bild angebracht: Der heilige Christophorus trägt auf seiner Schulter das Christkind, welches in der einen Hand den Reichsapfel — die Herrschaft der Welt — hält und mit der andern den Erdkreis segnet, durch den Ocean. Christopherus aber ist Columbus. Es ist sein Taufname, den er in den Unterschriften seiner Briefe „XPO ferens“ zeichnet.<sup>11)</sup> Von Anfang an hält er sich danach auch für den von Gott berufenen Mann. Schon auf seiner ersten Ueberfahrt schreibt er, als das Schiffsvolk über die lange Fahrt und die Windstille



murt: „Gar viel hing davon ab, daß sich das Meer erhob, grade wie zu der Zeit, als die Juden aus Egypten zogen und gegen Moses murrten, daß er sie aus der Gefangenschaft geführt hatte.“<sup>12)</sup> Er hält es für Gottes gnädige Fügung, daß sein Admiralschiff grade da scheitert an der Küste von Haiti, wo das meiste Gold zu finden ist.<sup>13)</sup> Und 2 Tage später, am 26. December 1492, thut er bereits den Auspruch, er hoffe in 3 Jahren so viel Gold zusammenzubringen, daß die spanischen Majestäten Mittel genug besäßen, um einen Heereszug zur Eroberung der casa santa zu unternehmen.<sup>14)</sup> Schon auf der ersten Fahrt deutet er seine Ansicht über die Lage des irdischen Paradieses an und ist der Ueberzeugung, daß bei dem furchtbaren Sturm Gott seinethalben Wunder gethan und ihn errettet habe,<sup>15)</sup> weil seine Mission zur Bekehrung der Heiden noch nicht vollendet sei. Die Indianer auf den besuchten Inseln waren nach seiner Meinung schon zum Christenthum bekehrt. Allenthalben hatte er Kreuze errichtet und das Volk gelehrt, Ave Maria und Salve sprechen und mit erhobenen Händen zu beten. Sie hatten willig nachgesprochen, was man ihnen vorgesagt, und ihre Einwilligung zu erkennen gegeben, in der Gemeinschaft der Christen zu leben. „Ew. Majestäten müssen sich schon entschließen, sie zu Christen zu machen, und können in kurzer Zeit eine Menge Völker bekehren und große Länder mit Ihren Staaten vereinigen und Spanien wird unermessliche Reichthümer gewinnen.“ „Aber Ew. Majestäten dürfen keinem Fremden erlauben, einen Fuß in diese Länder zu setzen, oder die geringsten Verbindungen anzuknüpfen, wenn er nicht Katholik ist, denn das ist das Ziel der Entdeckungen gewesen, die ich auf Befehl Ew. Majestäten unternommen habe, und zwar **nur** zur Ausbreitung und zum Ruhme des Christlichen Glaubens.“<sup>16)</sup> Er wagt auch den Auspruch: Die Indianer seien bereits bessere Unterthanen der Könige von Castilien als die Castilier selbst.

Berauscht von den Erfolgen seiner ersten Fahrt fordert er die ganze Christenheit zu allgemeinen Dankfesten auf. „Der König und die Königin, die Prinzen und ihre sehr glücklichen Königreiche mögen vereint mit der ganzen Christenheit unserm Erlöser Jesu Christo danken, daß er uns einen solchen Sieg und

so große Erfolge gegeben hat. Man möge Processionen veranstalten, glänzende Kirchenfeste geben. Die Tempel mögen sich mit Blumen und grünen Reifern schmücken. Christus möge auf Erden frohlocken wie im Himmel, da er die nahe Erlösung so vieler Völker sieht, die bisher verloren waren. Wir selbst wollen uns freuen über die Erhöhung unseres Glaubens und über den Zuwachs an zeitlichen Gütern, daran nicht bloß Spanien, sondern die ganze Christenheit theilnehmen wird.“<sup>17)</sup>

So schrieb der Entdecker bereits am 14. März 1493. Seine Zuversicht, sein Glaube an sich selbst befestigen sich immermehr, und immer rückhaltloser gibt er dem Feuer seiner schwärmerischen Entzückung Worte, Worte unbegrenzten Vertrauens in seine göttliche Sendung. „Die heilige Dreieinigkeit inspirirte Ew. Hoheiten zu der Unternehmung nach Indien und durch ihre unendliche Gnade wählte sie mich, um es Ihnen zu verkünden. Deshalb kam ich als Botschafter des Höchsten zu Ew. Kgl. Hoheiten. In der That, Gott spricht so klar von diesen Gegenden durch den Mund des Jesaias, an mehreren Stellen der Heiligen Schrift, wenn er versichert, daß von Spanien aus sein heiliger Name solle verkündet werden.“

Die von Columbus angezogenen Stellen sind Jes. 24, 16. Von den Enden der Erde hören wir Gesänge: „Preis dem Gerechten!“ (Für Jesaias konnte Spanien als das Ende der Erde gelten.) Jes. 60, 4. Mein harren die Inseln und Tarissschiffe, zu bringen deine Kinder aus der Ferne, ihr Gold und ihr Silber aus der Ferne um des Namens Jehova willen. Jes. 65, 17. Ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde! (Die „nene Welt“.)

„Ich zog aus im Namen der heiligen Trinität, schreibt Columbus weiter, und kehrte bald wieder heim mit dem Beweise von dem, was ich gesagt.“

„Aber alle Wissenschaften halfen mir nichts.“ — „Zur Ausführung einer Fahrt nach Indien haben Vernunftschlüsse, Mathematik und Weltkarten mir zu nichts geholfen. Es ist einfach in Erfüllung gegangen, was der Prophet Jesaias vorhergesagt. — Das Evangelium muß auf der ganzen Erde gepredigt werden in kurzer Zeit.“

Demnach dem Glauben des Columbus stand der Weltuntergang nahe bevor.

„Die Heilige Schrift bezeugt es im alten Testamente durch den Mund der Propheten, und im neuen durch unsern Erlöser Jesus Christus, daß diese Welt ein Ende nimmt. Der heilige Augustin lehrt uns, daß dieses Ende im 7. Jahrtausend nach der Schöpfung der Welt stattfinden werde. Dies ist auch die Meinung der heiligen Theologen und des Cardinals Petrus Aliacus (Pierre d'Ailly, geb. zu Compiègne 1350). Ew. Hoheiten wissen, daß man von Adam bis zu Christi Geburt 5343 Jahre und 318 Tage zählt, nach der genauen Berechnung des Königs Alphons von Portugal. Nun sind seit der Geburt des Herrn bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz 1501 Jahre verfloßen: Die Welt steht also schon 6845 Jahre; es bleiben mithin nur noch 155 Jahre bis zum Untergange der Welt.“ —  
 „Unser Erlöser sagt, daß vor dem Ende sich alles erfüllen muß, was durch die Propheten geschrieben ist.“<sup>18)</sup>

„Der größte Theil der Prophezeihungen ist erfüllt, aber alle Völker sollen noch vor dem Untergange zur heiligen Kirche bekehrt werden.“ —

So schließt sich alles in den Kreis scholastischer Beweisführung zusammen, und so baut es sich in der von mißverstandenen Dogmen beschränkten und befangenen Weltanschauung des Genuesen auf. — Das helle Sonnenlicht dringt nur mit matten, farbig gebrochenen Strahlen in diesen Dom mittelalterlicher Vorstellungen hinein.

Wir wollen nicht fragen: Was für einen Ausgang hätte das Unternehmen genommen, wenn sich in willkommener Lage keine neue Welt vor ihm aus den Fluten erhoben hätte. Von wissenschaftlichem Standpunkte aus war Columbus nichts weiter als ein glücklicher Hasardspieler. — Wir schweigen vor seinem unerwarteten Erfolg, der uns mit einer großen, neuen Welt beschenkte, an welcher sich die alternde, alte Welt erfrischte und neu belebte.

Die Nachwirkungen seiner Entdeckungen waren ungeheuer und sind es noch, und es liegt mir nicht nahe, dies, nach welcher Richtung es sei, verkleinern und verkennen zu wollen.

Alein die weitverbreitete Ansicht von der geistigen Größe des glücklichen, zufälligen Entdeckers vermag ich nicht zu theilen.



## Anmerkungen.

- 1) Navarrete, Coleccion de los Viajes y descubrimientos. Madrid, II. edic. Tomo I, 1858. p. 154. Zum Beginn des Berichts über die erste Reise.
- 2) Navarr. I. 265. Tagebuch vom 26. Dec. 1492. Nach der Angabe des Las Casas lauten die Worte des Admirals: que así protesté á vuestras Altezas que toda la ganancia desta mi impresa se gastase en la conquista de Jerusalem, y vuestras Altezas se rieron y diejeron que les placia y que sin esto tenian aquella gana.
- 3) Nav. tom II (1859). p. 295. Ja dije (v. Nav. II. 292) que para la esecucion de la impresa de las Indias no me aprovecho razon ni matemática, ni mapamundos: llenamente se cumplió lo que dijo Isaías.
- 4) Navarr. tom I. p. 182, vom 16. October 1492.
- 5) Vgl. die Karte im „Ausland,“ 1867, S. 5.
- 6) Navarr. tom I. p. 304. Vom 21. Febr. 1493. Hier taucht die Idee von der Lage des Paradieses zuerst auf.
- 7) Navarr. tom I. p. 162. Bei der ersten Beobachtung der Declination der Magnetaedel, 17. Sept. 1492, schreibt Columbus: Die Nadel weise richtig, aber der Polarstern bewege sich. „La causa fué porque la estrella que parece hace movimiento y no las agujas. Ferner am 30. Sept. 1492 (Nav. I. 168): Tambien en anocheciendo las agujas noruestan (wießen nach Nordwest) una cuarta, y en amaneciendo están con la estrella justo; por lo cual parece que la estrella hace movimiento como las otras estrellas, y las agujas piden siempre la verdad. Daß Columbus, wie Peschel meint, die kleine Kreisbewegung des Polarsterns erkannt, („Ausland,“ 1867, S. 7) möchte ich doch bezweifeln.
- 8) Navarr. tom I. p. 395 und p. 403 sq.
- 9) Navarr. tom I. p. 404, 405.
- 10) Navarr. tom I. p. 404. que en pasando de allí al Ponente ya van los navíos alzándose hácia el cielo suavemente.
- 11) Ueber die mythische Unterschrift des Columbus:

S.

S. A. S.

X M Y

XPO Ferens.

welche selbst in seinen Privatbriefen stets mit derselben peinlichen Genauigkeit bis auf die Punkte hinter den 4 ersten Buchstaben eingehalten wird,

- vgl. Humboldt, *Kritische Untersuchungen*, Bd. II, S. 284 (deutsch von Zedler). P. Margry, *Les Navigations françaises*. Paris, 1867, p. 362.
- 12) Nav. tom I. p. 165. Vom 23. Sept. 1492.
  - 13) Nav. tom I. p. 275. Vom 6. Jan. 1493.
  - 14) Nav. tom I. p. 265. Vom 26. Dec. 1492. del oro . . . en tanta cantidad que los Reyes antes de tres años emprendiesen y aderezasen para ir á conquistar la Casa Santa.
  - 15) Nav. tom I. p. 313. Vom 15. März 1493. Vgl. auch die Ann. 7.
  - 16) Nav. tom I. p. 222. Vom 28. Nov. 1492. pues esto fue el fin y el comienzo del propósito que fuese por acrecentamiento y gloria de la Religion cristiana.
  - 17) Nav. tom I. p. 341.
  - 18) Nav. tom II. p. 293, 294.





## Die Turanier in Chaldäa.

(Rede, gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs  
Albert von Sachsen in der Aula des Polytechnikums,  
23. April 1876.)

---

Als vor zwei Jahren die epochemachende „Völkerkunde von Oskar Beschel“ erschien, äußerte sich der Verfasser bei der Charakteristik der ehrwürdigen Kulturvölker, welche in grauer Vorzeit das Stromland des Euphrat und Tigris besiedelten, es sei durch die Assyrologen zwar die Existenz einer nichtsemitischen Rasse unter den echten Söhnen Sem's nachgewiesen, allein wir würden noch lange der völligen Klarheit entbehren, denn nur die Sprachforschung werde uns Aufschluß geben können über das anziehendste Räthsel der Völkerkunde. Ein solcher Ausspruch aus dem Munde eines Koryphäen geographischer Wissenschaft muß jeden Erdkundigen auf das lebhafteste anziehen, und um so eifriger wird er der Entwicklung jener Frage, der Lösung jenes Räthsels folgen, wie sie von der assyrischen Philologie angebahnt ist.

Leider stehen wir auch hier, wie in manchen anderen Fällen, wartend am Wege, um die Ernte, die auf fremder Flur gereift, mit zu sammeln und im Sinne unserer Wissenschaft zu verwerthen. Leider können wir nicht selbst zur Lösung des Räthsels beitragen; allein wir müssen uns damit trösten, daß der Historiker, der Archäolog, der Religionsphilosoph neben uns dieselben Tagelöhnerdienste leistet.

Aber wir alle sind erstaunt, die Ernte so rasch reifen zu sehen, daß kaum nach zwei Jahren, seitdem jener Ausspruch gethan, das Räthsel eigentlich kein Räthsel mehr ist, wenn auch die Sonne der Sprachforschung noch nicht in alle Winkel des Geheimnisses hineinscheint.

Unserem Zeitalter ist die glänzende Aufgabe geworden, durch Erfindungen und Entdeckungen im weitesten Bereiche der Natur die Herrschaft des Menschen zu festigen und den Segen einer materiellen Kultur weiter als je über den Erdball auszubreiten; die Zahl der kreisenden Himmelskörper wächst vor dem musternden Blick seines bewaffneten Auges, er prüft die Elemente der Gestirne, neue nuzbare und heilkräftige Stoffe erstehen unter seiner kundigen Hand; allein das ist bisher noch unerhört gewesen, daß ein völlig verschollenes Kulturvolk ersten Ranges aus der Nacht der Urzeit wie ein leuchtendes Gestirn von neuem aufgegangen. Und in der That ist dem so.

Der Stern der alten Magier aus dem Morgenlande leuchtet mit wunderbarem Licht. Nun erst kennen wir seinen wahren Namen. Nun erst wissen wir, daß nicht die Babylonier die ältesten Ansiedler am asiatischen Zwillingströme gewesen sind, sondern die Akkadier, das Volk von Akkad.

Die Geschichte der Wiedererstehung dieses einflußreichen, geistig hochbegabten Volkes ist so merkwürdig, daß ich hoffe, für die kurz bemessene Zeit eines Vortrages Ihre Aufmerksamkeit dafür gewinnen zu können.

Der Geograph fühlt sich vor allen — ich sage nicht berufen, aber verpflichtet, sich auf dem Schauplatz zu orientiren, auf welchem die Handlung stattfinden soll.

Und in diesem Falle empfiehlt es sich um so mehr, den Boden zu prüfen, da wir zwar nicht bodenständige Leute vor uns haben im strengsten Sinne, aber doch ein von der Erziehung durch den mütterlichen Grund durchaus abhängiges, bildungsfähiges Volk sich auf dieser Bühne bewegen sehen.

Das Festland der alten Welt wiederholt uns mehrere male in seiner plastischen Gestaltung die Verbindung ausgedehnter Hochgebirge mit wohlbewässerten Tiefebene; wir sehen namentlich in Asien und Europa ein fruchtbares Schwemmland an den Steilabsturz schneeiger Alpenzüge angelehnt und in seine Buchtungen eingeschmiegt. Wo vollends das Tiefland auf der Südseite der Bergmassen eingebettet liegt, sind, im Streite der entgegengesetzten Klimate auf den eisigen Höhen und in den warmen Thälern, die zerstörenden Kräfte der Meteorwasser um so thätiger gewesen, aus



dem zertrümmerten und zermalnten Gestein fruchtbare Alluvionen zu schaffen und thalabwärts den andrängenden Meerbusen zurückzudämmen. Solche Gegensätze in der landschaftlichen Natur bieten sich uns dar zwischen den Alpen und der lombardischen Ebene, zwischen dem armenischen Hochlande mit dem darüber thronenden doppelgipfligen Ararat und Mesopotamien; zwischen dem Himalaja, „der Wohnung des Schnees“ und dem hindustanischen Tieflande. In diese von der Natur vorbereiteten Gärten sind die frühesten Ansiedler von den kälteren Höhen des Nordens eingezogen, um ihre Anlagen zu höherer Gesittung zu entfalten. In allen diesen Landschaften dreht sich die Entwicklung um die befruchtende Wirksamkeit der Ströme, welche in periodischen Ueberschwemmungen als die Urheber der Kultur erscheinen. Am mächtigsten ist dieser Unterbau im unteren mesopotamischen Lande erfolgt, mächtiger als am Ganges und am Po. Mehr noch als im benachbarten Aegypten haben im Chaldäischen Gefilde die Ströme das Land geschaffen. Durch einen Raum von vier Breitenkreisen, vom 30.° N., unter dem gegenwärtig die Mündungen der vorher vereinigten Ströme Tigris und Euphrat liegen, bis über den 34.° N. hinaus, etwa 15 Meilen nördlich von Bagdad, ist alles Land eine Schöpfung der mächtigen Ströme. Stürmischer in ihren Ueberschwemmungen als der Nil, dessen Delta mit der Chaldäischen Flur unter gleichen Breiten liegt, sind die syrischen Ströme energischer im Weiterbau des Mündungslandes gewesen. Die Gegensätze in beiden Ländern sind beachtenswerth. Der Nil zieht aus äquatorialen Regionen nordwärts, die mesopotamischen Gewässer drängen nach Süden. Diese erreichen ihre jährliche Hochflut im Frühsommer und sinken im September auf den tiefsten Stand zurück, zu einer Zeit wenn das Steigen des Nil beginnt.

Man kann gegenwärtig den Euphrat über 100 Meilen hinauf fahren, ehe man auf die erste Landschwelle, auf Hügel secundärer Formation trifft. Bis dahin umgibt den Reisenden reines Alluvium, vollkommenes Flachfeld.

Wie das Kulturland Aegyptens rückwärts bis zu den ersten Katarakten des Nil reicht, so Chaldäa bis zu den ersten Hügeln. Jetzt umfaßt das ganze Land etwa 1500 Quadratmeilen, zur Zeit der Gründung des alten Reiches vielleicht kaum 1000 Quadrat-

Meilen. Die Ströme setzen noch jetzt, nach der Berechnung des Reisenden Loftus, in 70 Jahren etwa eine englische Meile Land weiter an, früher vielleicht noch mehr. Später erst, man könnte es schon historische Zeit nennen, haben die Ströme ihre Fluten in einem Bette vereinigt. Ehemals reichte der persische Golf 25 bis 30 Meilen weiter landeinwärts. Der breitere Euphrat überschwemmt das Land mehr, als der wasserreichere Tigris, der seine trüben Fluten rascher abwärts wälzt und sich tiefer in die Alluvionen eingegraben hat. (Rawlinson, *The five great monarchies*. tom I.)

Aus der absoluten Fläche ragen nur in einsamen Hügeln die Trümmer alter Tempel, hochaufgebaute Begräbnisstätten und in Staub zerfallener Städte empor, welche, wie manche Ansiedlungen in unsern Marschen, auf künstlichen Erbhügeln über den Wassern der Hochfluten gesichert lagen. Dazwischen erscheinen die niedrigen Dämme ehemaliger Kanäle und gegen Süden bewegliche Sandhügel, welche, ein Spiel der Winde, als die Vorposten arabischer Sandströme, das Fruchmland unter ihrer sterilen Decke ersticken.

Nur die Ränder der Ströme sind grün, sonst ist Alles mit Ausnahme des ersten Frühlings wüst und dürr. Nur an den Strömen bleibt Blick und Gedanke haften, an ihr Steigen und Fallen knüpft sich Gedeihen und Tod.

Wenn die letzten Regenschauer im Anfang Mai gefallen sind, dann bleibt der Himmel ehern und verschlossen bis zum Spätherbst. Die Herrschaft der Sonne, der versengenden Himmelsglut beginnt; denn das Tiefland der Doppelströme liegt im Centrum der heißesten Region der alten Welt, welche sich von Senegambien ostwärts bis zu den Quellen des Ganges ausdehnt. Der ausgeglühte Schwemmboden klappt in der Hitze weit auf, und über dem erhitzten Lande entfaltet in den ungleich erwärmten Luftschichten die Fata morgana ihre Zauber. An den feuchten Wasserrändern schießt in den Rohrfümpfen das Schilf 4 bis 5 Meter hoch empor. Auf den Skulpturen Sennacheribs sehen wir bei Kriegszügen in den chaldäischen Marschen das Rohr noch über die Köpfe der Reiter hoch emporragen.

Gewiß war der Boden hier ebenso fruchtbar, als am Nil, sicherlich war die Kultur hier nicht viel jünger als dort. Nach Herodot trug das Land 300fältige Frucht; Plinius nennt es den

fruchtbarsten Acker von ganz Asien; aber wie kommt es, daß die Existenz der alten Völker von dem Antlitz der Erde fast vollständig verwischt werden konnte, während die Zeugen altägyptischer Größe wohl noch Tausende von Jahren am Ufer des Nil stehen werden, wie sie bereits Jahrtausende gestanden? Weil die anders gartete Umgebung den Menschen anders erzog. Die felsigen Steilküsten des Nilthals boten Baumaterial, Metalle und edle Steine vollauf zu den ewigen Bauten, zu den Tempeln und Palästen, in deren Wände die Bilder ihrer heiligen Schrift eingegraben wurden und bei überaus gleichmäßigen Klima die zerstörende Macht des Zahns der Zeit kaum spürten.

Anders in Chaldäa! Auf die tafelige Fläche eines fetten Marschbodens gestellt, war das Volk auf dieses Material allein angewiesen. Wie aus demselben seine Speise erwuchs, mußte auch das Material zum Häuserbau fast lediglich daraus genommen werden. Es gab ursprünglich nur Ziegelbau für zeitliche Wohnung. Mächtige Thonschalen und Doppelkrüge dienten als Säрге, als ewige Wohnung. Und mit kundigem Griffel schrieb das Volk seine Thaten, seine Gedanken in Platten weichen Thons. Die jahreszeitlichen Regen, die periodischen Ueberschwennungen zerstörten die vergänglichen Werke der Menschenhand rascher als an anderen Orten. Der biblische Spruch: Erde bist du, und sollst wieder zu Erden werden (Gen. 3, 19.), ist den nordsemitischen Stämmen von Chaldäa ans gepredigt worden.

Unter solchen Verhältnissen sind die zu unförmlichen Lehmhügeln zusammengeschmolzenen Trümmerhaufen länger der Beachtung entgangen, als die plastischen Denkmäler Aegyptens. Es ist als eine besondere Günst des Schicksals zu bezeichnen, daß es den energischen Arbeiten Layards gelungen ist, bei den Ausgrabungen in Ninive die königliche Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal wieder zu finden, welche aus mehr als 10,000 Thonplatten bestand, die auf beiden Seiten mit äußerst feiner gedrängter Keilschrift bedeckt sind. Dieser reiche Schatz umfaßt die gesammte Literatur des alten Kulturvolkes. „Ein jedes dieser Täfelchen war numerirt und bildete das Blatt eines Buches, dessen Gesamtheit durch die Vereinigung einer Folge von solchen Täfelchen entstand,

welche zweifelsohne in einem und demselben Fache der Bibliothek über einander geschichtet lagen.“

„Sie enthalten Grammatik, Geschichte, Recht, Mythologie, Naturgeschichte, Astronomie und Astrologie. Assurbanipal gründete diese Bibliothek, indem er sie von den alten Originalen aus den alten Priesterstädten, wo sie aufbewahrt wurden, abschreiben ließ.“ (Lenormant, Anfänge der Cultur.)

Die Geschichte der Entzifferung der Keilschrift liegt außerhalb des Bereichs meiner Darstellung. Mit gleichem Eifer haben sich Engländer, Franzosen und Deutsche um ihre Deutungen bemüht. Im weiteren Verlauf dieser hochwichtigen Studien wurde die Beobachtung gemacht, daß die Zeichen der Keilschrift eine zwiefache Verwendung gefunden, daß sie nämlich phonetisch als Silben und ideographisch als Bildzeichen gebraucht wurden. Die in der kgl. assyr. Bibliothek befindlichen Syllabara und lexikographischen Tafeln gaben dann weiter einen höchst auffälligen Unterschied zwischen beiden Schreibmethoden kund. So mußte man phonetisch ein Zeichen at (ad) und das Ideogramm abu (Vater) lesen. At mußte ebenso wie Abu Vater bedeuten. Julius Oppert in Paris, zuerst überrascht durch diese sprachlichen Anomalitäten, kam im weiteren Gange seiner Untersuchung endlich zu dem Resultat, daß man es in den Keilschriften mit zwei durchaus verschiedenen Sprachgruppen zu thun habe, von denen die eine eine semitische, die andere eine turanische, oder wie der russische Akademiker Castrén sie bezeichnete, eine uralaltaische, sein müsse. Unzweifelhaft war die nichtsemitische die älteste; manche Thonplatten enthalten Inschriften in turanischem Idiom mit interlinearer assyrischer Uebersetzung. So mußte man denn mit Staunen erkennen, daß diese Keilschrift nicht von Semiten erfunden (wie die Semiten überhaupt keine Schrift erfunden haben, auch die Phönizier nicht), sondern daß ein turanisches Volk (zu denen wir in Europa die Türken, Magyaren und Finnen zu rechnen haben) der geniale Schöpfer gewesen sei. Der nichtsemitische Ursprung der Keilschrift ist aber auch durch innere Gründe erwiesen. In allen semitischen Sprachen ist der Vokal absolut untergeordneter Natur in der Schrift. Das Gerüst der Wurzeln wird nur durch Consonanten aufgebaut. Die Silben der Keilschrift lassen aber

den Vokal in gleicher Berechtigung neben den Consonanten bestehen. Hier sind alle Wurzeln von Grund aus mehrsilbig, dreiconsonantisch, dort in der Keilschrift einsilbig. Specifisch-semitische Gaumen- und Hauchlaute sind nicht immer ausgedrückt, die scharfe Sonderung der Zischlaute ist vollständig verwischt.

Es bestanden also in Babylon zwei Sprachen lange Zeit neben einander. Die Assyrer bezeichneten die nicht semitische ältere Sprache mit dem Namen der Sumerier und Akkadier. Oder sie nennen dieselbe kurzweg die Sprache von Akkad, weshalb nach dem Vorgange des Franzosen Lenormant, \*) der Engländer Rawlinson, Hinks u. a. die Bezeichnung akkadisch durchaus historisch gerechtfertigt ist.

Das Akkadische ist monosyllabisch, agglutinirend.

Das Assyrische mehrsilbig, flectirend. —

So verdanken wir also die Wiedererweckung der alten Akkadier den glänzenden Erfolgen der vergleichenden Sprachforschung.

Natürlich hielt man anfangs, ehe die einzelnen auffälligen Abweichungen zu einem festen System beweiskräftig zusammengeschlossen werden konnten, die Annahme Opperts von der Existenz der Turanier im Tieflande von Chaldäa für unmöglich, wenigstens für eine höchst gewagte Hypothese. Man sollte ein fremdes ethnologisches Element, von dem man bisher keine Kunde besaß, unter die Semiten Mesopotamiens einführen. Kein Wunder, daß sich, wenn auch zu spät, eine Opposition dagegen erhob. Der französische Gelehrte Joseph Halevy, bekannt durch seine kühnen Reisen im südlichen Arabien zu den Kultursitzen der Himjariten, wagte es, die Existenz einer akkadischen Sprache vollständig zu leugnen. In einer Abhandlung des Journal asiatique, Juni 1874, „Kritische Bemerkungen über die angeblichen Turanier in Babylonien“ wirft er den „Akkadisten“ den Fehhandschuh hin und erklärt: Sumer und Akkad sind politische Eintheilungen, haben aber mit der Linguistik und Ethnologie nichts zu schaffen. Die akkadische Sprache ist eine Chimäre der Assyrologen, was man Akkadisch nennt, ist

\*) Ann. Oppert ist der Ansicht, den Turaniern gebühre der Name Sumerier, das Volk von Akkad dagegen sei identisch mit Assyrer.

weiter nichts, als eine besondere Bilderschrift, meinetwegen eine Art Geheimschrift assyrischer Priester. Gegen diese Herausforderung nahmen aber alle Assyrologen sofort Stellung. (François Lenormant in einem umfassenden Werke: Ueber die Ursprache von Chaldäa und die Turanischen Idiome, ein Meisterwerk philosophischer Kritik, das in Leipzig gedruckt und 1875 in Paris erschien.)

Selbst dem in die Geheimmisse der Keilschrift Uneingeweihten kann nach solchen wuchtigen Beweisen die Existenz der Akkadier nicht mehr zweifelhaft sein. Sie ist unbedingt die Grundlage aller weiteren assyriologischen Forschungen geworden. Es liegen ja sogar grammatikalische und lexikographische Tafeln zum Studium des Akkadischen vor, die auf Befehl Assurbanipals zusammengestellt sind. Sie enthalten erklärende Beispiele, Wörter, Redewendungen. Dazu sind die ältesten Inschriften von Chaldäa nur im Akkadischen abgefaßt.

Der Angriff Halevys hat also nur dazu gedient, die akkadischen Texte weiter zu analysiren und den Bau und die Geseze dieser Sprache zu ergründen.

Der turanische Charakter ist damit entschieden festgestellt und so ist es keineswegs als ein verfrühtes Unternehmen anzusehen, wenn ein Docent an der Leipziger Universität für das nächste Semester Vorlesungen über akkadische Grammatik angekündigt hat. (P. D. Delitsch.)

Nach solchem Ausgange des Streites darf wohl auch die Ethnologie die Akkadier in ihre Listen aufnehmen, ja sie muß es, soll sie nicht eines der interessantesten Objecte ihrer Forschung verlustig gehen. Denn die Ethnologie hat es doch sicher nicht bloß mit den modernsten Erscheinungen im Leben der Völker zu thun, und darf nicht zu einer geschichtslosen Völkerstatistik herabsinken. Wenn sie dabei in erster Reihe auf die Abwägung des Kulturwerthes der ethnischen Individuen ihren Blick zu richten hat, können unmöglich die Leistungen der Akkadier, ihr bestimmender Einfluß auf Bildung und Geistesrichtung anderer weltgeschichtlicher Völker außer Acht gelassen werden. Und wenn wir vorläufig weiter nichts von den Akkadieren wüßten, als daß sie eine Schrift erfunden, so ist dies Eine schon von eminenter Bedeutung, sobald wir erwägen, daß in der ganzen Alten Welt wohl nur in China,

Chaldäa und Aegypten sich eine selbstständige Schrift entwickelt und der Gedanke durch bildliche Zeichen, sichtbar und verständlich dem Auge, fixirt hat.

Auf der ganzen Erde sehen wir, vielleicht mit Ausnahme der Chinesen, Bilder, Erinnerungszeichen und daraus erwachsene Schriftzüge zuerst im Dienste des Kultus, der Religion. Das Verständnis der Schrift pflog nur die Priesterschaft. Die ältesten Aufzeichnungen sind religiösen Inhalts, die Schrift an sich trägt religiösen Charakter, sie ist im strengsten und eigentlichen Sinne Hieroglyph. Schrift und Wort haben gleichen Werth, Name und Benanntes fallen noch nicht aus einander. Der ausgesprochene Gedanke und sein sichtbares Bild haben im Kultus und Glauben gleiche Kraft. Ob ich das kurz gefasste Gebet gegen die bösen Geister ausspreche, oder ob ich es geschrieben als Talisman bei mir trage: beides gewährt denselben Schutz.

So innig hängen in ältester Zeit Schrift und Religion zusammen. Auch beim Volke von Akkad.

Das britische Museum besitzt noch Bruchstücke eines großen Werkes über Magie, welches eine Sammlung von Formeln, Anrufungen, Hymnen umfaßt und mit dem Atharva-Veda der indischen Arier verglichen werden darf. In drei Büchern abgefaßt, enthält das erste Beschwörungsformeln gegen die bösen Geister, das zweite Anrufungen bei verschiedenen Krankheiten, das dritte Gebete an bestimmte Gottheiten. Den drei Theilen entsprachen noch in später Zeit drei Klassen der Magier, welche Daniel (1, 20. 2, 2. 27) *chartumim*, *hakamim* und *asaphim* (Beschwörer, Aerzte und Theosophen) nennt. Die Hymnen endigen bereits mit dem akkadischen *kakama*, welches assyrisch *amanu* lautet. Es ist das hebräische *amen*!

Der älteste Glaube von Akkad dachte sich die ganze Schöpfung mit guten und bösen Geistern belebt, es war eine Gespensterreligion und ein Fetischdienst, wie ihre nordischen Verwandten in Sibirien und Rußland ihn noch zur Schau tragen.

Die Weise der Beschwörung nimmt bisweilen dramatischen Charakter an.

Es entwickelte sich eine üppig phantastische Dämonologie, meist erscheinen die Geister schon nach Gruppen der geheimnißvollen

Siebenzahl verbunden. Von den Geistern der Wüste finden sich auch Andeutungen im Jesaias. Der Prophet nennt den Lilit, der im Assyrischen ebenso, im Affabischen gelal heißt. Luther hat ihn mit Kobold übersetzt. Es ist der Alp oder das Nachtweibchen gemeint.

Der weitverbreitete, fast in allen Erdstrichen auftauchende Glaube, daß Krankheiten das Werk der Dämonen seien, daß man die Teufel durch Beschwörung austreiben könne (eine Anschauung, die bekanntlich auch dem neuen Testamente nicht fremd ist), war auch den Affadiern eigen. Wie die Schamanen Nordasiens, die Medicinmänner der Rothhäute, die Fetischpriester der Nigritier, hielt auch das urchalbäische Volk dafür, daß die Heilkunde ein Zweig der Magie sei.

Der Glaube an Vampire und an den bösen Blick bestand eben so früh, wie der Glaube an die unheilbringende Wirkung gewisser unwillkürlich ausgesprochener unseliger Worte, gegen die auch unter uns noch ein abwehrendes „Unberufen“ laut wird.

Man trug mit Sprüchen beschriebene Bandstreifen als Talisman, geschnittene Steine mit Zauberformeln und dem Bilde der schützenden Gottheit als Amulette. Wenn unter diesen noch jetzt zahlreich die Bilder der Kriegsgötter Adar und Nergal (affabisch Nin-dar und Nir-gal) vertreten sind, welche, ähnlich dem Herkules und Mars, die vielgestaltigen Ungeheuer bekämpfen, und vor den Dämonen des Schlachtfeldes sichern, so liegt auch hier eine Vorstellung, ein Aberglaube zu Grunde, welcher auch in unserer Zeit noch nicht erloschen ist. Wer sich mit Numismatik beschäftigt, weiß, daß der mansfelder Gulden aus dem 17. Jahrhundert mit dem Ritter Georg und dem Drachen noch heute von unsern zu Felde ziehenden Truppen als Amulett getragen wird.

Aber dieser unausgebildete Naturglaube, den die Affadier aus ihren Ursitzen im Nord-Osten mitgebracht, und der mehr für die nebelreichen Waldregionen des Nordens paßte, mußte im sonnigen, waldbarmen Flachland am Euphrat einer geläuterten Anschauung weichen. Das Bild der glanzvollen Gestirne drängte die früheren Ideen zurück, ohne sie ganz vernichten zu können. So verschmolz der Sterndienst mit der Dämonenlehre und die Gestaltungskraft des Volkes belebte die überirdische Welt



mit einem Pantheon männlicher und weiblicher Gottheiten, welche nicht minder wie die Dämonen ihren Einfluß auf die Menschen ausüben. Und so erwuchs, da die Gestirne schon in ihrer Erscheinung und Stellung ihre Absicht und ihren Willen den Menschen kundthun, fast zugleich mit der Astronomie die Astrologie. Astronomische Wahrheiten und astrologische Absurditäten liefen, mit gleicher priesterlicher Unfehlbarkeit vorgetragen, unangefochten nebeneinander her.

Aber wichtiger als dieses erscheint uns, daß im Anschluß an die Erscheinung und den Wandel der Gestirne sich die anfangs zusammenhanglosen Mythen zu einem epischen Sagenkreise entfalten, während die eigentlichen Semiten es nicht zu einer wirklich epischen Dichtung gebracht haben. Es spiegeln sich darin (nach Lenormant) die Erinnerungen an die früheste Entwicklung der Nationalkultur und der Massenkämpfe ab, welche auf mesopotamischem Boden vorfielen. Die Götter und Heroen werden zu Königen der Urzeit, ähnlich wie in den indischen Epen. Epik ohne Mythologie ist undenkbar, und wie den Semiten der mythenbildende Geist fehlt, so auch der Sinn für die Epik. Also auch in diesen Erscheinungen des Geisteslebens liegt unverkennbar die ethnische Divergenz der Akkadier und Semiten zu Tage.

Ganz besonders interessant ist aber der Epencyklus, der sich an den Thierkreis anlehnt. Denn auch die Bezeichnung der 12 Häuser des Thierkreises, wie wir sie jetzt noch kennen, spielt darin eine große Rolle. Wenn das Zeichen der Zwillinge, welches auf Mai und Juni fällt, als der Monat des Bauens mit Ziegeln erklärt wird, so findet das zunächst ganz einfach seinen Aufschluß dadurch, daß nach dem Aufhören der Frühlingsregen der erweichte Thonboden sich am besten zum Ziegelformen eignet. Ziegel und Hausbau ist aber identisch mit Städtegründung. Und sollten dann nicht Zwillinge die erste Stadt gebaut haben? Wie nahe und verlockend liegt hier der Vergleich mit den unseligen Brüderpaaren Cain und Abel, Romulus und Remus, welche die Sage gleichfalls mit dem Städtebau in Beziehung setzt. —

Die zwölf Tafeln, welche diesen Mythenkreis enthalten, sind noch nicht alle entziffert. Aber Sie erinnern sich wohl alle des ungeheuren Aufsehens, welches vor einigen Jahren die Uebersetzung

der 11. Tafel hervorrief, welche der junge Assyrologe Smith veröffentlichte. Im Thierkreise ist das eilfte Bild der Wassermann, er fällt in die Monate Januar und Februar, in die Monate der Winterregen; der Mythos dieses Zeichens behandelt die affabische Einfluttsage, welche das Vorbild der hebräischen Erzählung gewesen ist. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß Noah, Ruach gleichfalls eigentlich eine affabische Gottheit war.

Auch andere biblische Berichte, wie der Thurm-bau, die Sprachverwirrung, leiten ihren Ursprung auf Chaldäa zurück. Und wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, auch diese epischen Glieder in den Thierkreis eingereiht zu sehen.

Die biblische Archäologie möge weiter noch die Schätze heben, die hier zu Tage gefördert sind. Nur so viel mag gesagt sein, daß ganz Westasien, natürlich mit manchen Abänderungen von diesem Reichthum der chaldäischen Götterwelt und Priesterweisheit sich angeeignet hat; und wie viel des weitern durch die vermittelnde Hand der Phönizier selbst noch auf hellenischem und italischem Boden Wurzeln geschlagen, darf ich als bekannt voraussetzen.

Nur eins darf ich nicht unerwähnt lassen, daß auch formell die affabische Poesie eine weittragende Wirkung geäußert hat.

Der vielgerühmte Parallelismus membrorum der hebräischen Poesie ist eine Nachahmung der affabischen Hymnen. Daß dieses poetische Gesetz nicht als ursemitisch bezeichnet werden kann, lehrt ein Blick auf die Wiege semitischer Stämme, auf Arabien, wo diese rhythmische Form fehlt. Aber nicht bloß der strophische Aufbau, selbst manche Bilder und Gedanken hat die hebräische Poesie aus Altchaldäa entlehnt. Und wenn nicht manche affabische Gesänge nur an eine bestimmte Gottheit gerichtet wären, dürften wir auch sagen, daß die Allmacht und Erhabenheit Gottes von den hebräischen Propheten kaum stärker betont ist, als in jenen uralten Hymnen am Euphrat. Und hier liegt allerdings ein sehr gewichtiger Vorsprung in der späteren hebräischen Religionsanschauung; denn die Affabier sind in Folge ihres Mythenreichthums nicht bis zum Monotheismus gelangt. (E. Schrader, in Jahrbücher für protest. Theologie. 1875. I.)

Wenn ich hier mit den Leistungen der Affabier abschließen müßte, würde bereits kein Zweifel mehr bestehen können, daß

dieses Volk gleich hohe Beachtung verdiene mit den alten Indern, insofern uns beide die originelle Entwicklung religiöser Vorstellungen unter Leuten arischen und turanischen Blutes vorkührten, beide aber auch uns Abendländern Segnungen materieller Kultur in geringerem Maße übermitteln haben, weil die Sitze beider Völker, abgerückt vom Becken des Mittelmeer, nur schwierig mit den Handelsstraßen des Alterthums verknüpft waren, im auffälligen Gegensatz zu Aegypten, welches den Reichthum seiner Erfindungen und Gewerbszeugnisse auf den Wassern des Nil direkt in das Mittelmeer einströmen ließ.

Allein die schöpferische Kraft der alten Chaldäer war auf die Mythenbildung und die Dichtkunst keineswegs beschränkt; sie waren ebenso große, wenn nicht noch größere Meister in den exakten Wissenschaften, sie waren — ich darf in dieser Halle den Ausdruck wagen — so vorzügliche Polytechniker, daß die ganze gebildete Welt die Eintheilung der Zeit und des Raumes von ihnen entlehnt hat. Sie können, hochgeehrte Versammlung, hierbei leicht sich dem Gefühl hinneigen, als ob ich, wie es einem Redner leicht begegnet, der sich für sein Thema mehr erhitzt als erwärmt hat, die Bedeutung der Akkadier überschätzte und in Voreingenommenheit oder von der interessanten Erscheinung gefesselt meine Worte auf eine Apotheose zuschnitte — und doch muß ich bekennen, daß uns die Akkadier, wie Sie sehen werden, ethnologisch sehr unbequem zu werden drohen.

Ihre Religion hatte sich zum Sonnen- und Sternenkultus entwickelt, die Beobachtung der Bewegungen der Himmelskörper führte zur Astronomie, diese bedarf der Mathematik. Aber abweichend von der Mehrzahl der Völker war in Chaldäa das Zahlensystem nicht dekadisch, sondern auf der 60 basiert, also ein sexagesimales. Das erinnert an ihre Nachbarn und Verwandten in Hochasien, an Mongolen und Chinesen, bei denen wir ähnliche Systeme finden. In die Factoren 6 und 10, oder 5 und 12 zerlegt, repräsentirt die Grundzahl eine merkwürdige Verbindung des decimalen mit dem duodecimalen System.

Das Jahr zerfiel in 360 Monatstage und 5 Ergänzungstage.

Der Eintheilung des Jahres in 12 Monate entsprach die Zwölfttheilung des Tages. Die 12 Zeichen der Ekliptik zer-

fielen in je 30 Theile oder Grade, der ganze Himmelskreis und darnach jeder Kreis in 360 Grade; die progressiv weiter abführende auf die Grundzahl 60 basirte Theilung ergab später, wie im Raume 60 Grade, 60 Minuten, so in der Zeit 60 Minuten und 60 Secunden, wenn man in alter Zeit auch ein kleineres Zeitmaß als 2 Minuten nicht mehr zu messen vermochte.

An diese consequente Theilung des Kreislaufes in Raum und Zeit schlossen sich die Längenmaße an. Sie alle wanderten über Griechenland nach Rom, und weiter in Europa hinein; denn auch der griechische Fuß ist nach dem babylonischen normirt. Auch die Bestimmung der Gewichte und Hohlmaße ist hier zuerst in rationeller Weise vorgenommen, indem man einen Kubikfuß Wasser von bestimmter Wärme als Norm annahm. Es ist dasselbe Princip, auf dem unser modernes metrisches System beruht.

Somit können wir nur zustimmen, wenn J. Brandes in seinem Werke: „Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien“ sagt: Jedes Zifferblatt unserer Uhren ist uns unbewußt ein lebendiges Zeugnis der babylonischen Weisheit“ (S. 20).

Die Semiten Babylons waren aber die Schüler der turanischen Akkadier. Jahrhunderte lang hat sich mit autochthoner Zähigkeit dieses Volk erhalten. Noch unter Sargon und Sennacherib (8. Jahrh. v. C.) werden die Sumerier und Akkadier als das hauptsächlichste Element der Bevölkerung von Babylon und Chaldäa genannt. Dann verschwindet Name und Art unter der Decke semitischer Großstaaten. —

Ich wende mich nun zum Schluß, zu den ethnologischen Folgerungen. Das Akkadische ist erkanntermaßen eine agglutinirende Sprache, d. h. seine Wortbildung geschieht aus den Wurzelstämmen durch Zusatzsilben. Von den nordwestlichen Gehängen des innerasiatischen Hochlandes, vom Hindukusch bis zum Altai scheinen die Sippen dieser großen Sprachfamilie frühzeitig aufgebrochen zu sein. Wie die sibirischen Stämme bis ans Eismeer hinabgezogen sind, aber ihre Wanderstationen und Sagen rückwärts nach dem Goldgebirge weisen, von dem die Wissenschaft ihnen den Namen der altaischen Völker beigelegt hat, so weisen auch Sagenanklänge der Akkadier nach einer im Nordosten von Chaldäa gelegenen Völkerwiege. Früher als die Indogermanen

sind die finnischen Stämme in Europa angesiedelt, und wenn es auch zweifelhaft und streitig bleiben wird, ob unter den altfranzösischen Höhlenschädeln turanische Schädel wieder zu Tage gekommen sind, ob also finnische Stämme bis zu den Pyrenäen vorgeedrungen sind; sicherlich erstrecken sich die Ausstrahlungen über halb Europa und halb Asien. Und wenn sprachlich die mongolenähnlichen Völker sie berühren und mit diesen weiter die indianischen Stämme der neuen Welt in Verwandtschaft stehen, so hat keine Rasse eine weitere räumliche Verbreitung aufzuweisen als diese. Damit geht aber eine eigenartige Entwicklung der Sprache und Abartung des sprachlichen Grundcharakters Hand in Hand. So scheint das agglutinirende Element in Amerika die Selbständigkeit des Worts vernichtet zu haben, so neigen die osteuropäischen Stämme, die finnisch-tatarischen Gruppen, unter der einflussreichen Berührung mit Völkern flectirender Zunge zu Ansätzen der Flexion, und auch die Akkadier, fast auf allen Seiten von Semiten umgeben, besitzen in ihrer Sprache präfigirende Elemente, die den Turaniern im strengsten Sinne abgehen. Die Finnen Europas stehen somit unter allen den Akkadiern am nächsten. Nun besitzen wir bekanntlich in Europa noch einen geringeren Rest uralter Bevölkerung in den Basken, den Nachkommen der alten Iberer. Ihre Sprache steht in Europa völlig isolirt. Sie zeigt oberflächlich verwandte Züge mit den Sprachen der Eingebornen Amerikas, daß man sogar, gewiß aber mit Unrecht, die Basken hat aus Amerika wollen einwandern lassen. Es wäre nicht unmöglich, daß ein weiteres Studium des Akkadischen auch neue Streiflichter auf die Stellung des Basakischen werfen könnte. Anbahnende Versuche sind in dieser Richtung schon von Sayce gewagt (J. Lenormant, *La Magie chez les Chaldéens*. Paris, 1874, p. 257).

Wichtiger noch als alles dieses erscheint mir aber, daß mit den Akkadiern nun auch unter den Turaniern ein Kulturvolk ersten Ranges entstanden ist. Als unbequem für den Ethnologen habe ich diese Wahrnehmung bezeichnet, weil, diese Thatsache zugestanden, die unser Selbstgefühl schmeichelnde Annahme von der geistigen Suprematie und höchsten Naturanlage der mittelländischen oder kaukasischen Rasse bedenklich erschüttert wird; und wir werden uns wohl bequemen müssen, ein Volk, dem

in grauer Vorzeit ein so bedeutender Antheil an der Arbeit der geistigen Entwicklung der Menschheit zu verdanken ist, als ebenbürtig anzuerkennen. Gewiß aber wird man zugestehen, daß die Wiedererweckung der Akkadier eines der interessantesten Kapitel aus den Büchern der Völkerkunde bildet. \*)

\*) Anm. Vivien de St. M. bekennt in seiner letzten (leider der letzten) *Année géographique*, Paris 1876. p. 419, daß er zwar mit wahren Interesse die gelehrten Forschungen im Auge behalte und diesen Studien Beifall zolle, welche der antiken Philologie des Orients eine neue Bahn eröffnen; allein die historische Kritik könne diesen kühnen Hypothesen nicht folgen. Denn es werde dadurch in die Wissenschaft ein System eingeführt, welches allen bekannten Thatsachen, allen Analogien des Alterthums, wie nicht minder dem inneren Gefühl von dem, was in der Geschichte der Menschenrassen wahr und möglich sei, schnurstracks widersteite. Diese entschieden ablehnende Ansicht eines der ersten Gelehrten Frankreichs müßte uns stußig machen, wenn wir nicht wüßten, daß Vivien de St. Martin auch in andern Gebieten außerordentlich konservativ ist und in seiner Geschichte der Erdkunde z. B. noch die Meinung vertheidigt, daß die berühmte Völkertafel im 10. Capitel der Genesis von Moses selbst verfaßt sei und den geographischen Gesichtskreis der kriegerischen Dynastien Aegyptens etwa aus dem 15. Jahrhundert a. Chr. darstelle. Man wird bei solcher Auffassung nur ungeru an Stimmen des ausgehenden 15. Jahrhunderts p. Chr. erinnert, welche nach der Entdeckung Amerikas auch nicht an das Vorhandensein eines neuen Continent glauben mochten, weil Ptolemäus nichts davon geschrieben. Wir sind überzeugt, Herr Vivien würde auch für die Zuverlässigkeit der neuen Forschungen gewonnen sein, wenn er die grammatischen Untersuchungen Schraders und Lenormants über den turanischen Charakter des akkadischen Idioms gelesen hätte.





W 231888

OCT 1 1888

AUG 21 1883



